Von der zehnten Isonzoschlacht.

Im Zickzack der Gräben und Mauern. — Ein Blick auf das eigentliche Kampfgebiet. — Das wilde Konzert der Granaten und Maschinengewehre. — In den vordersten Reihen.

Im Nachstehenden bringen wir einen weiteren Teil aus den „Tagebuchblättern der zehnten Isonzoschlacht", die im letzten Sonntagsblatt begonnen wurden. Der Kriegsberichterstatter, der alle Stampfröhre an und hinter der Front besucht hat, bietet ein ungemein vollständiges Bild des gewaltigen Ringens in seinen verschiedenen Phasen.

Im Unterstand eines Regiments,
28. Mai.

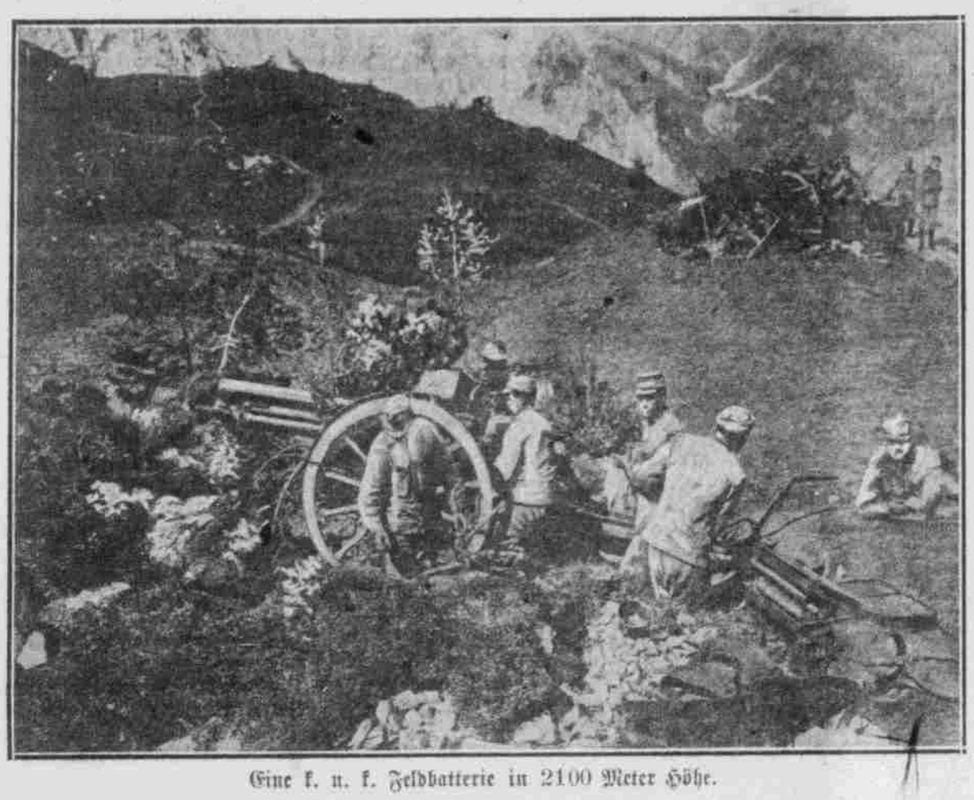
Tagwacht für den heutigen Montag: 4 Uhr früh, Sommerzeit. Auf einem leichten Wägelchen fahren wir vorwärts, dem wachsenden Kanonendonner entgegen. Auf der Straße ist es längst lebendig, denn in der Nacht wurde hart gerungen und ein in der abgelaufenen Nacht verlorengegangenes kleines Stück der Front wieder geholt. Flieger kreisen, und ihre Motore singen das Morgenlied, weiße Schrapnellwolken tanzen um sie herum und geben ihnen einen anmutigen Rahmen. Fleißig wird an den Straßen gearbeitet, am Wege liegen einzusetzende Stoßtruppen und rasten zum letztenmal vor dem Angriff, löffeln ihren Morgenkaffee und warten auf das Kommando. Wie schön wäre der Pfingstmorgen ohne Kampfgetöse, das lauter und deutlicher wird. Die Höllensinfonie löst sich langsam in einzelne Stimmen auf, das Orchester zur Linken überheult die Musik von der andern Seite, klatschend fahren die Granaten in die Erde, die Batterien hinter uns funken und feuern wie toll hoch über unsere Köpfe weg.

Beim Pfarrhaus eines zerschossenen Dorfes steigen wir aus, nehmen rasch einen Morgenschluck im Blockhäuschen eines jovialen Brigadekommandeurs, der es den Italienern nie verzeiht, daß sie ihm vor ein paar Tagen seinen kleinen Wein- und Eiervorrat zusammenschossen, melden uns in der Kaverne eines Regimentsführers, wo die Schreibmaschine fleißig tickt, und wo eben frisch eingetroffene Verwundete zurückgeleitet werden. Der Ausdruck ihrer Gesichter bleibt am längsten im Gedächtnis haften; sie haben Schweres hinter sich, eine nervenzerstampfende, grauenvolle Nacht, die hämmernd und polternd sie zermürbte, und dann kam der Granatsplitter, der ihnen Fleisch und Knochen in Fetzen riß. Mit halbgeschlossenen Augen liegen sie da, erschöpft, noch ungewohnt der plötzlich eingetretenen Ruhe, müde schlagen sie die Augen empor und sind dankbar, wenn man sie in Ruhe läßt. Die plötzliche Auslösung hat das Wohltuende, daß sie das Gefühl des Schmerzes zurückdämmt; es ist noch alles so wirr in ihnen, es purzelt in Einzelerlebnissen noch alles so bunt in ihrer Rückerinnerung durcheinander, daß sie noch weitab von einer klaren Vorstellung des wichtigsten, aber von ihnen kaum gewerkten Augenblickes sind, da sie das feindliche Geschoß traf. In einer Kaverne danaben liegen ein paar Soldaten, die keinen Arzt mehr brauchen — — —

Wir sind im Kriegsgebiet mit all den Verwüstungen, die unbedingt dazu gehören. Hier ist fast alles eingesehener Boden, hier auf irgendeinem Quadratmeter müssen die Geschosse landen, hier wartet alles auf Zerstörung und Vernichtung, die Waldstückchen, die zusammengetretenen Felder, die aufgewühlten Abhänge, die zerstampften Weingärten, die durch Granaten abgeänderten Bachläufe, die Sappen, Gräben und Mauern. Was abzuschießen war, ist längst abgeschossen. Oft laufen zum gleichen Ziel führende Wege dicht nebeneinander und der eine entstand im Feuer, da der andere nicht mehr sicher genug war. Die Straßen und Wege sind mit Reisig und an Schnüren gebundenen Holzplättchen möglichst gegen Sicht eingedeckt, mit Prügelholz zurecht gemacht, und Soldaten haben hier vorn Tag und Nacht genug zu tun, die Löcher wieder zuzuschütten, die die Schüsse des Gegners bohren.

Wir bringen etwa zwei Kilometer auf dem Schoberweg vor, bald vorsichtig und langsam schreitend und Deckung suchend, bald bei ein paar kritischen Metern in raschestem Lauf über die eingesehene Stelle wegsausend. Vor uns lockt ein Kuckuck seine Gefährtin, eine Kaverne nimmt uns, da das Heulen in der Luft stärker wird, für ein paar Minuten auf. Blutige Tuchfetzen liegen am Boden, ein Zeichen, daß hier Verwundete ihren ersten Notverband bekommen haben. An meiner linken Seite hängt die Gasmaske im Futteral, das wichtigste Requisit für eine Fronteise im modernen Krieg. Ich muß lächeln, wenn ich das Päckchen anblicke und die Jugendjahre werden lebendig, da man mit den Eltern in aller Herrgottsfrühe ins Freie zog und stolz die grüne Botanisterbüchse an der Seite anklapperte, mit Käfern und Blumen und Gutem Frühstück gefüllt. Ohne Gasmaske darf man im engsten Kriegsgebiet überhaupt nicht promenieren, und ich bekam eine verdiente Zurechtweisung, als ich sie einmal bei einem Gang zwischen meinem Blockhäuschen und der Offiziersstube zuhause hängen ließ.

Zu Haufen liegen Blindgänger herum, mit gekrümmten Rücken tragen Soldaten Schanzzeug an die nahe Front, aus Ästen geflochtene Einsätze, Wellblechdecken, Balken und Ähnliches. Wir stehen einen Augenblick still und verschnaufen, steigen dann in eine gewundene Sappe hinunter, die eng und schmal in die vordersten Stellungen führt, und wissen bald genau, wo wir sind. Jetzt kommt wieder eine offene Stelle, wo Gräben und Verhaue nutzlos wären. Abstand halten! ruft unser Führer, dann springen wir vorwärts, drücken uns instinktiv an einen Grabenrand, da Granaten vom Doberdoplateau herüberheulen, denen gleichsam wie zur Ergänzung auch vom Sabotino und diese Ruhe besitzt, ist ein guter rechts ein explodierender Gruß folgt. Vor uns schießt die Infanterie, aus einem ausgebauten Trichter heraus streckt ein Maschinengewehr seine Schnauze und spuckt hunderte von Schüssen in die feindlichen Stellungen drüben hinter den Drahtverhauen. Voll Spannung ist die Situation, aber es läuft einem doch kalt und heiß über den



Eine k. u. k. Feldbatterie in 2100 Meter Höhe.

Rücken herunter. Nieder! Schwarz spritzt die Erde in einem, schon hundertmal getroffenen Abhang auf, ein Schrei ertönt und Menschen stürzen auseinander, über den Abhang in ein Loch hinein, verschwinden. Der Rauch ist zu dicht, als daß wir das Opfer sehen könnten, wir keuchen weiter, ein Major kommt uns entgegen und führt uns durch das Labyrinth der eingegrabenen Stellungen und Zugänge zur Brustwehr der vordersten Linie. Da lauern und lugen die vordersten Posten hinter schlitzäugigen Stahlschilden zum Gegner hinüber, den Finger am Abzug und drüben tut man dasselbe. Eiserne Stirn gegen eiserne Stirn, Brust gegen Brust, Ansturm ausgespielt gegen Standhalten, die Handgranate in der Faust, die Flamme wurfbereit, die Minenwerfer geduckt hinter dem Mörser. Man wagt nicht mehr zu atmen, kauert sich und deckt sich, späht durch die Sandsäcke und wartet. Mit ihren Gasmasken sehen die Leute aus wie Rüsseltiere, in ihren Stahlhelmen wie Krieger der alten Zeit. Alles, was ich im Ausschnitt meines Gesichtsfeldes vor mir sehe, ist kaput, zerschlagen, ausgebrannt, tot; die Hügel, die ihre Rücken verändert haben, die Wiesen, die nur noch Träger der Verhaue und Drahtgirlanden zu sein scheinen, die Häuser von Vertojba, zum Greifen nahe vor mir, die Baumstümpfe, die ein nächster Schuß beseitigen kann, alles, alles. Und dort vorn, über einer Senkung, wo hinter den Tapfersten der Tapfern, den Feldwachen, die den ersten Ansturm auszuhalten haben, in einer Sente Sturmtruppen auf der Lauer liegen — ein Kopf, ein Spaten oder ein Gewehrlauf schiebt sich manchmal für einen Augenblick aus der Erde heraus — liegt Görz, die schöne, alte Stadt, in der ich in der fünften Isonzoschlacht noch spazieren konnte, als oben auf der zusammengeschossenen Podgora die Gegner sich an der Gurgel saßen.

Einen ruhigen Gedanken kann hier ein Neuling unmöglich fassen. Es ist nicht allein das beengende Gefühl der Gasmaske, das den Blick trübt und den Kopf heiß macht, es ist das Stückchen Kriegsgeschichte, das man in der Morgenfrühe miterlebt und das jede normale Funktion ausschaltet. Man ist gespannt und möchte doch weit weg sein, dort hinten, wo es sicherer ist, man sucht in dem Gewirr der Gänge nach einem Weg, der noch weiter vorwärts führt und blickt doch manchmal leise zurück, um ganz sicher zu sein, woher man gekommen. Das Wachsen des Geheuls in der Luft stört nicht mehr stark, auch nicht die Erschütterung der Explosionen im Frontabschnitt, nicht das Fliegen der Sprengstücke und der Steine; man duckt sich und starrt auf den Boden, wenn's kritisch wird, man erhascht einen Blick nach vorn, wenn die Luft bombensicher scheint, man fragt und notiert (freilich in einer ganz fremden Handschrift), man sucht die richtigen Worte für das Bild und das Getöse, man tastet sein ganzes Register der deutschen Stilistik und Sprache ab, man wünscht das Ende und lechzt nach Steigerung des Kampfes, rechnet auf eine ganz besondere Kampfepisode, sucht nach dem Gasgeruch, den zum Glück die Maske abhält, bedauert, daß die schwarze Wolke, die plötzlich zur Linken aufsteigt und mit der Flammen in die gegnerischen Stellungen gejagt werden, nicht so nahe abbrennt, daß man ihre Eingeweide zu sehen bekommt, daß man ihre Eingeweide zu

All Heil! rufen uns die Offiziere zu, da wir nach einigen Stunden den Rückweg antreten. All Heil! tönt's aus vollem Herzen zurück. Der Heimweg oder besser Heimlauf macht nervöser wie das Aufhalten vorn, denn man hat das Gefühl, hinter den Sandsäcken und in den Laufgräben sicherer zu sein, als hier in den eingesehenen Strichen, die man schnaufend und keuchend durchjagen muß. Mehr, um die Nerven beim Rückgalopp etwas zur Ruhe zu bringen, werfe ich noch rasch einen Blick in den ersten hinter der Front gelegenen Verbandplatz, wo bei spärlichem Petroleumlicht die Hand des Arztes zum erstenmal an die Wunde greift, laffe mich dann noch ein paar Minuten bei einer Maschinengewehrabteilung nieder, und gegen 10 Uhr sind wir wieder am Standort der Division.

An zwei fröhliche Burschen werde ich noch lange denken, an einen Ungar und einen Wiener: der eine lag im engsten Feuerbereich auf einer Bank in der Sonne und las den „Pesti Hirlap", der andere schob, knapp achtzig Schritte vom ersten gegnerischen Schützengraben entfernt, zusammengekauert unter seinem Standort sitzend, den Morgenkaffee unter seinen verwilderten Schnauz durch in den Mund und erwiderte, auf meine Frage: Schmeckt's? prompt und kurz: „Dös glabst! Servus!"

* * *

Zwischen Dolinen und Felsen.

Bei einer Fliegerabwehrstation,
24. Mai.

Heute nachmittag trägt uns das trotz seiner Notbereifung flinke Auto kurz nach Aufhebung der Mittagstafel — man speist gut und reichlich im Quartier und an der Front — aufs neue den Kampflinien entgegen. Die Bora hat abgeflaut, ist nur noch eine freundliche Borina, vielleicht gar nur eine Borinetta, und unsre Himmelskundigen im Stab erwarten rege Fliegertätigkeit. Die Italiener sind dabei im Karst meist entschieden im Vorteil; sie können ihre Fesselballone und Flugzeuge auch an den Tagen hochfliegen lassen, da der Wind im Karst, der besonders als starker Bodenwind Schwierigkeiten bereitet, den Oesterreichern jeden Start verbietet. Da müssen dann die Maschinengewehre und die Fliegerabwehrstationen doppelt aufmerksam und tätig sein, die Angriffe allein parieren, und zu einer solchen Station soll die Fahrt heute nachmittag gehen. Gerade gestern wurde ein großer italienischer Kampf-Caproni abgeschossen, ein Doppeldecker von vierzig Meter Spannweite, mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet, wovon eines auf der obern Tragfläche festmontiert ist, dergestalt, daß der Pilot gleichsam mit dem ganzen Flugzeug zielt, wenn er d'r Gurten des Maschinengewehrs springen läßt. Aus tausendachthundert Meter Höhe wurde der italienische Flieger heruntergeholt, und neben dem Apparat und den zwei Piloten eroberte die Station für den Gegner wertvolle Photographien einzelner Stellungen, die dem Auge des Fliegers, dem gefürchtetsten Beobachter aus der Vogelperspektive, wie auf einem Teller präsentiert, in den Apparat kamen. Die Italiener müssen viele Flieger an der Isonzofront haben, bis zu 80 feindliche Stück Flugzeuge wurden an einem Tage schon über den österreichisch-ungarischen Stellungen gesehen; sie vermeiden aber den Abschnitt, den ich heute besuchen soll, nach Möglichkeit, da diese Abwehrstation ganz besonders rührig ist, und selten einen fremden Vogel durchläßt.

In einer Steinöde, vielleicht noch drei Kilometer von der Front entfernt, haben sich die drei Abwehroffiziere ihr Heim gebaut, ein nettes, kleines Häuschen aus Brettern, innen mit Papier verklebt und das Ganze mit Dachpappe eingedeckt. Es ist beinahe „borasicher", bemerkt der jugendfrische Kommandant, „und nur manchmal drückt der Wind unsere Tapeten durch und bläst uns Staub in die Betten." Die Wohnstätte, die im Sommer mit Backofenglut aufwarten kann, haben sie reizend geschmückt; Bilder aus der „Jugend" und aus dem „Simplizissimus" zieren die Wände, ein Grammophon fehlt selbstverständlich nicht, und sogar ein plüschbeschlagener Sorgenstuhl ist da, der aus Brettern eine Prothese für seine zwei abgeschossenen Füße bekommen hat. Das Schönste am Abwehrheim ist aber der Garten; als höchsten Luxus haben sich die Bestkünstler sogar einen Springbrunnen darin angelegt, für den leider nur noch das Wichtigste, das Wasser, fehlt. Aber Gemüse haben sie in Hülle und Fülle, und die Ordonnanz präsentiert uns frischgepflückten Salat mit Karststeinsplittern als Salz dazu.

Die Abwehrgeschütze stehen draußen in aufgeschichteten Mauern der zu Millionen herumliegenden Steinblöcke. Das Geschützrohr, das fast senkrecht gestellt werden kann, bildet das Zentrum einer Anlage, um die die Lafette in einem Kreis herumgezogen wird, je nachdem man den Flieger unter Feuer nehmen will. Ein bedächtiges Einschießen gibt es hier natürlich nicht, und deshalb sind wohl auch die meisten Schüsse als Nichttreffer zu buchen; aber schließlich ist ja auch das Verjagen schon ein Erfolg, und wenn der fremde Flieger explodierende Schrappnells um sich hertanzen sieht, die ihn nicht locker lassen, die mit ihm steigen und ihn auch beim Richtungswechsel begleiten, da wirds ihm doch manchmal zu heiß, er schwenkt ab und kehrt heim. Mit zwei Zahlen wird die Schwierigkeit, das Ziel zu treffen, jedem Leser klar: jede Sekunde Verlust im Schuß bedeutet einen Richtungsverlust von mindestens 30 bis 35 Meter, die der Flieger in diesem kurzen Zeitabschnitt zurückgelegt hat. Deswegen müssen auch die vielfachen zur Beobachtung und Berechnung dienenden Instrumente allerfeinste Präzisionsarbeit sein, und zu ihrer Bedienung braucht es geschulte Leute und helle Köpfe. Die Abwehrstationen bleiben meistens nicht lange am gleichen Ort, denn die gegnerische Artillerie funkt gerade sie mit Vorliebe aus ihrer Stellung heraus, und dann müssen sie mit ihren Häuschen und ihren Geschützen weiterwandern, und nur die schönen Kavernen und die Gemüsegärten bleiben zurück. Möglichst still, ohne jeden Sprengschuß, bauen sich die Leute Tag und Nacht bombensichere Unterstände mit zwei möglichst von einander entfernt liegenden Eingängen, um das Verschüttetwerden zu vermeiden. Die vielen Granatlöcher in nächster Nähe der Stellung zeigen die Gefährlichkeit des Postens; die Blindgänger, darunter Kolosse von 300 Kilo Gewicht, werden sorgfältig gesammelt und zur Entladung gebracht. Wie wuchtig wie Explosionskraft einer solchen Granate ist, zeigte ein Treffer in eine einzeln stehende Baumgruppe; Stammstücke von annähernd Zentnergewicht waren bis gegen 200 Meter weit mitgerissen worden, und in weitem Umkreis war der Boden besät von Tausenden von großen und kleinen köstlichen Felsstücken. Denn der Boden ist hier hart gewachsen und die Trichter sind daher meist nur flach.

Aber Flieger wollen heute nicht kommen, da die Bora aufs neue zu orgeln beginnt. So kehren wir denn zurück und besuchen noch die Etappenstation und den Beobachtungsstand des Kommandanten, der in weitem Umkreis seine Abwehr aufgestellt hat und auch mit der Artillerie und Maschinengewehrstation telephonisch verbunden ist, um von ihr im Notfall Sukkurs zu erbitten. In den Werkstätten hämmern und flicken die Schuster und Schneider, das Nähmaschine surrt, wohlgepflegte Pferde stehen in den durch geschickte Bemalung und Eindeckung mit Reisig möglichst unsichtbar gemachten Stallungen, und in der Sonne liegt die arbeitsfreie Mannschaft und schläft und faulenzt. Ein Idyll fünf Kilometer hinter der Front!

Noch ein Besuch war für den gleichen Tag vorgesehen, der Italiener verdarb sich aber für diesmal meine Visite. Ich hätte mit dem besorgten Begleitoffizier, der sich meinetwegen zwei Tage lang kupferbraun braten und mit Staub eintrusten ließ, noch den Stol erklettern sollen, eine aussichtsreiche, in diesen Kämpfen wiederholt in schwerstem Feuer gelegene Kuppe von 600 Meter Höhe, die einen lohnenden Blick aus nächster Nähe in die beiden Fronten gestattet hätte. Aber ein vorderes Kommando winkte höflich aber bestimmt ab, da wir uns neugierig dem Hügel nahen, und wir verstehen auch ohne nähere Erklärung warum. Denn es schlägt und klatscht in bedrohlicher Nähe, heulend gehen die Geschosse oben in den Berg hinein, der an den verschiedensten Stellen Erdfontänen wirft und in seinen Grundfesten zu wanken droht. Schlag folgt auf Schlag, Krach auf Krach, alles was auf dem abschüssigen Boden des Waldes liegt, scheint fliehen zu wollen, Steine springen an uns vorbei, Erdstücke kollern, Zweige knacken und alles in den obern Stellungen muß sich in den Kavernen verbergen, da das Trommelfeuer tobt. Ein paar hundert Meter von uns, in einer eingesehenen Lichtung, wo die Italiener schwere Geschütze vermuten, heulen die Granaten über den Wald hin, schlagen die Bäume kurz und klein und werfen, Nebeln gleich, dicke Rauchschwaden über das Land. Aber auf den Nachbarberg wollen wir wenigstens hinauf, doch verderben uns auch hier italienische Flieger die Rundsicht, die ausgezeichnet hier oben ihre Bombenester abwerfen und uns kurz aber bestimmt den Weg wieder in die Tiefe zeigen. Außer Karstblöcken zerschmeißen sie dabei auch die Telephonleitung; doch schon wenige Minuten später streben an uns vorbei Telephonisten der Höhe zu, den Schaden wieder zu reparieren. Zum Glück hatten wir die nahe Straße zu unsern Füßen noch rechtzeitig passiert; kurz nachher schlug eine Granate dort vier Mann und ein paar Pferde tot, wie uns die begegnenden Leute erzählen.

Den Abschiedssalut schießen heute die allergrößten Geschütze. Erst als wir ganz dicht dabeistehen, entdecken wir diese maschinellen Kolosse mit den Riesenmäulern, mehrstöckige Mammut-Mordmaschinen, ein Achtundzweizziger und ein 42ziger, die in Belgien den Deutschen beste Waffenbrüderschaft leisteten. Die Begrüßung fällt ungemein kräftig aus, und viel fehlte nicht und ich wäre in einem Graben gelandet, an dessen Rand „Ohrdruck-Gerichte" saßen, denen selbst Max Linder meine kleine Erschreckungsszene nicht wirkungsvoller hätte vorspielen können. Aber durch Schaden wird man klug und erst nach Erhalt eingehender Instruktionen näherte ich mich wieder dem Ungetüm. Man muß seinen Mund gut aufsperren und die Ohren zuhalten, sonst bekommt man einen Schlag auf den Kopf, aus dem man mit Leichtigkeit ein halbes Dutzend noch immer wirkungsvolle machen könnte. Gerissene Artilleristen behaupten nun, man sehe, wenn man sich genau in die Richtung des Rohres stelle, im Moment des Abschusses das eine halbe Tonne schwere Geschoß; aber so sehr ich auch in das flimmernde Licht glotzte — wenn man neben Mund und Ohren auch noch die Augen disziplinieren muß, hat man für den Augenblick des Abschusses heillos viel zu tun —, ich konnte nicht ein Stückchen der hinausgebrüllten Tonne mit dem Blicke erwischen, wohl aber sah ich deutlich einen weißen Rauchriesenring, durch den das Geschoß, gleichsam wie eine Zirkusreiterin durch den Reif, hindurch gesprungen war, bevor es über alle Berge auf und davon ging. Es sang und heulte noch lange in den Lüften und der Ring tanzte rasch rotierend nach oben, bis er im Sonnenglast verschwand, und es war, als ob er die Melodie übernähme und tanzend weitersänge.

Auf dem Heimweg begegnen uns Sturmtruppen im Stahlhelm, die zur Front abgehen; ihr ganzes Eigentum tragen sie auf dem Rücken, und ihre Kraft und Sicherheit im Blick und in den Muskeln. Die Handgranaten hängen am Gürtel, die Drahtscheren danben. Sie sind die Augen der Front, treu und wachsam bis zum Tod, huschende Schatten in der Nacht, lauernde, plötzlich aus der Erde springende Unheilbringer am Tage.

Rasch wird es dunkel; der Mond läßt sich durch eine feingeschwungene Sichel vertreten, die Frösche in den Sümpfen machen einen Mordsspektakel, und mit abgeblendetem Licht fahren wir vorsichtig durch die Kolonnen durch, die in dampfenden Kesseln das Essen zur Front fahren. Dem Nachtmahl präsidiert heute der Erzherzog Leopold Salvator, der als Artillerieinspektor in den Nachmittagsstunden, gerade in der Zeit der schweren Beschießung, auf dem Stol weilte.

Die zehnte Isonzoschlacht tobt noch immer weiter.

* * *

Stellungswechsel.

In einer Kaverne, 25. Mai.

Heute früh habe ich mich vom ... Korps verabschiedet und mich zum ... Korps weiter empfehlen lassen. Gerade als ich wegfahre, kommen aus den schweren Kämpfen der vergangenen Tage und Nächte die ersten größern Trupps italienischer Gefangener an, 1300 Mann und 33 Offiziere, die einen weiten Weg bis zu dieser ersten Station ihrer Gefangenschaft hinter sich haben. Sie sind müd und erschöpft, abgehetzt und staubig und lechzen nach Bissen und Trunk, vor allem aber nach einer Zigarette. Etliche von ihnen tragen noch den Stahlhelm und den Brotsack, einige haben österreichische Mützen auf, die meisten nennen nichts mehr ihr eigen als die Kleider, die sie auf dem Leibe tragen. Mancher Rock ist zerfetzt und verbrannt, Drahtverhaue haben den Stoff zerrissen und den Mann zerkratzt. Die Leichtverwundeten haben sich mit einem Tuchfetzen einen Notverband gemacht, der auf dem Abtransport zerriß, und die Wunde aufs neue bluten läßt. Sie werden hier abgesondert und in Spitalbehandlung genommen. Aber kaum haben die Leute gegessen und getrunken, so werden sie wieder frisch und erzählen mit der nur ihnen eigenen Lebhaftigkeit von ihren Erlebnissen. Es sind in der Mehrzahl Leute vom 49. Regiment, das besonders schwere Verluste erlitten zu haben scheint. Ein paar Schritte davon entfernt werden die Schwer- und Leichtverwundeten der letzten Tage in die mit dem Roten und Malteserkreuz versehenen Sanitätszüge verladen; sie haben auf den staubigen Chausseen und in den leichten und in jedem Terrain verwendungsfähigen Cabrioletten eine schwere Fahrt hinter sich und sehnen sich nach Bett und Ruhe. Durch eine einfache Vorrichtung werden die, die Verbindung von Wagen zu Wagen bildenden Laufwände heruntergeklappt und die Tragbahre mit den Verletzten hinaufgehoben. Zu den schweren Verletzungen im Karst gehören die Wunden durch Steinsplitterschlag; nagelspitz und messerscharf dringen die Splitter tief ein und erzeugen nicht selten schwere Eiterungen. Leute mit Kopfschüssen sehe ich diesmal verhältnismäßig wenig, wohl eine segensreiche Folge der weitausgedehnten Kavernenanlagen, in denen auch das schwerste Trommelfeuer auszuhalten ist.

Mein Kutscher ist ein Ungar, der etwas Deutsch spricht. Er liebt die zwei, mich aus dem Karst ins Krainergebiet hinüberbringenden Grauschimmel, die an ihrem Sattelzug die Grafenkrone tragen, eine kleine Reisedekoration, die freundliche Grüße der mir entgegenkommenden Offiziere und Mannschaften auslöst und die man sich auch als Republikaner ganz gut gefallen lassen kann. Der kutschierende Ungar ist Landwirt; mit fröhlichem Herzen prophezeit er eine gesegnete Jahresernte, die er im Frieden zu erleben hofft, und überblickt man die Felder und Wiesen ringsum, so kann man getrost dem guten Mann recht geben, wenigstens bis zur ersten Hälfte seiner Rede. Das Karstgebiet liegt hinter uns, der nackte Fels ist verschwunden, keine trostlose graubraune Farbe ermüdet mehr das Auge, kein spärlicher Graswuchs in den Dolinen. Hier stehen Wiesen, Wälder und Felder in Saft und Kraft, es ist reichgesegnetes Land, in dem die Blumen blühen. Keine Truppen trifft man mehr an, keine Kolonnen, keine Geschütze, nur ab und zu zieht ein Meldereiter oder Feldgendarm seines Weges, die Frauen arbeiten in ihren bunten Kopftüchern auf dem Felde und lassen ihre Kinder am Wegrand spielen. Nach den donnerreichen letzten Tagen tut einem diese Ruhe wohl und man genießt behaglich den Frieden hier zwischen den beiden Truppenkörpern. Ja, man könnte fast meinen, der Kanonendonner sei wesentlich schwächer als die Tage vorher, aber es sind wohl nur die Lage der Wege und die geschichteten Höhenzüge gegen die Front zu, die viel von dem Kriegslärm abfangen. Die Höhe ist erreicht, die Straße senkt sich, wir fahren durch einen Bach, wo sich die gräßlichen Pferde trotz allem Gebrüll des Kutschers eine gute Viertelstunde lang im Wasser kühlen, die Insassen der glühenden Sonne überlassend, dann holpern wir an einem Schulhaus vorbei, wo eine Regimentskapelle übt, und bald sind wir im altgewohnten Kriegsbereich mit seinem Lärm, Hasten, Treiben und der ununterbrochenen Vorwärtsbewegung auf Wegen und Stegen; schwere, hochbeladene Lastautos schleppen Munition und Baumaterial vorwärts, Pioniere rücken mit reichlichem Gerät vor, Ordonnanzen galoppieren durch den Staub, überall stößt man auf schaufelnde, steinklopfende und hackende Soldaten, die die Heerstraße in Stand halten müssen. Und besonders eine Kategorie Leute fällt mir auf, die ich bei meiner ersten Isonzofahrt nicht beachtete, die Urlauber. Ich habe dutzendmal Leute auf dem Rückmarsch nach ihrem Weg gefragt und dutzendmal die Antwort erhalten, daß sie aus der Front kommen und in Urlaub nach der Heimat abgehen. Das ist bemerkenswert, gerade jetzt, da die größte Schlacht am Isonzo tobt, und man meinen sollte, schon der Gedanke an Urlaub allein sei mit diesem schwerwiegenden Faktum unvereinbar. Besonders vergnügt sind sie, wenn sie mit einem Lastauto zur nächsten Bahnstation fahren können; sie erleiden zwar dabei eine gründliche Staubtaufe und werden durchgeschüttelt bis zur Haarwurzel hinauf, aber im Krieg ist jedes Mittel zum Zwecke recht, besonders bei einem derart verlockenden Zweck.

Meine neue Station gehört zu den eingesehensten Punkten, die italienische Granaten zu finden wissen. Das Korpskommando hat schon wiederholt die Wohnung wechseln müssen und jetzt vorgezogen, seine Heimstätte in sichern Kavernen aufzuschlagen, die in die Felsen gesprengt worden sind. Die Herren Generäle und alle die höheren und hohen Offiziere des ganzen Stabes sind also in Höhlenquartieren zu Hause, ebenso die verschiedenen Kanzleien und aller übrige Zubehör. Aber die herrliche Umgebung nimmt auch diesen Wohnungen viel von ihrer Primitivität: Akazien duften und Goldregen, die Maulbeerbäume blühen und die Obstbäume, und wenn nicht ab und zu ins kleine Dörfchen in der Nähe geschossen würde, ließe es sich eine Zeitlang hier ganz gut leben. Die Einwohner der kleinen Gemeinde sind der Militärstation dankbar; sie hat auch für sie beim Kavernenbau einen Unterschlupf in die Felsen gehauen, und wenn so eine recht böse Nacht kommt, dann flüchtet alles unter die soliden Felsdecken und erwartet hier unter gutem Schutz den Morgen. Neben dem Gemüsebau gibt sich hier die militärische Einwohnerschaft mit Innigkeit der Hühner- und Taubenzucht hin. Die Tiere werden verhätschelt und mit dem Aufgebot aller irgendwie vorhandenen Liebe gepflegt und aufgezogen, bis der große Moment kommt, da in begreiflichen Gelüsten nach einem Sonntagsbraten der Küchenchef das Messer wetzt und dem Federvieh an die Gurgel geht. Das Schönste dieser Station ist die offene Laube, da die weißgedeckten Tische zum Abendessen einladen. Alles wohlweislich in die Nähe der weitgeöffneten Kavernen postiert, damit beim Beginn einer Schießerei auch die k. u. k. Inventarstücke möglichst rasch in Sicherheit gebracht werden können. Nachher steige ich mit einem jungen Offizier noch auf einen Beobachtungsstand hinauf, und während er mir hier mit einer rührenden Geduld die artilleristischen Grundbegriffe, besonders die der Schallgeschwindigkeit und der Geschoßrasanz erklärt, wird es Nacht und das Feuerwerk an den Fronten setzt wie immer ein: rote, grüne, blaue Lichter, Mündungsfeuer, Scheinwerfer, und dazu auf den Straßen und in den Lagern das frisch erwachende Leben, da der Arbeitstag für jene beginnt, die die Nacht zum Freunde nehmen müssen, um im Dienst des Kriegs wirken zu können.

* * *

Die Kämpfe auf der Hochfläche von Asiago.

Regimentskommando auf den Sieben Gemeinden, 30. Juni.

Die furchtbare Steinwüste im Gebiete des Monte Forno, die in den letzten Tagen so schwere Kämpfe sah, zeigt heute wieder das graue eintönige Bild des Positionskampfes. Hüben und drüben liegen die Bataillone eines neuen Ringens gewärtig, das in jedem Augenblick losbrechen kann, für den Moment aber reißt nur ab und zu ein italienischer Achtundzwanziger einen Riesenkrater in die ganz selten von armseligem Latschengestrüpp gesprenkelten Felsen. Manchmal fährt auch eine schwere Gasgranate in die von Gasgeschoßeinschlägen schwarz gewordene Decke der noch bis tief ins Tal reichenden Schneelawinen und überzieht sie mit giftgrünem Brodem. Doch man wird das Gefühl nicht los, daß diese Ruhe nur trügerisch ist. Darauf deutet auch die angespannte Tätigkeit des Gegners hin. Zwar war die bisherige Schlachtdauer im Gebiete der Sieben Gemeinden von verhältnismäßig kurzer Dauer, aber der besondere Charakter des Gebirgskrieges im Verein mit der tatkräftigen energischen Abwehr der zahlreichen Anstürme brachten den Italienern so starke Verluste, daß sie ununterbrochen neue Truppen und neues Material heranführen. Namentlich in der Nacht herrscht auf den Straßen, die von Asiago und Gallis und gegen die Berge führen, eine außerordentlich rege Bewegung. Immer wieder fällt der blitzende Strahl der Leuchtkugeln auf lange italienische Autokolonnen.

An den ersten vier Kampftagen war das Hauptangriffsziel der Italiener der langgestreckte Lebirücken, der über die Porta Lepozze zur Cima Dio, streichende Grenzkamm. Der ganze Erfolg dieser Aktion, die, wenn sie vielleicht bisher auch nur eine Entlastungsschlacht sein sollte, dennoch darnach strebte, das im Vorjahr verloren gegangene italienische Gebiet zurückzugewinnen, war die Einnahme der Porta Lepozze. Die starken Stöße gegen den Zebio und den Forno scheiterten vollständig. Dabei ließen die Italiener kein Mittel unversucht, um zu einem vollen Erfolg zu gelangen. Ihr Trommelfeuer, in diesem Felsenlabyrinth doppelt empfindlich, war von äußerster Heftigkeit. Ihre Gasangriffe, die namentlich den Nachschub durch die Täler zur Unmöglichkeit machen sollten, waren sehr schwer. Vor allem aber suchten sie die österreichisch-ungarischen Truppen durch ein geradezu überwältigendes Bombardement mit Minen größter Kaliber niederzukämpfen. Auf einzelne Abschnitte gingen 12,000 bis 15,000 Minen nieder, in einer Minute durchschnittlich 65 bis 70. Die italienischen Sturmtruppen setzten sich aus besonders ausgewählten, berggewohnten und ortskundigen Formationen zusammen, die auf den steilen Hängen mit großer Leichtigkeit und Tapferkeit vorgingen. Am Forno brach sich der Angriff am Widerstand des Graze: Regiments Nr. 27. Am Zebio hielten namentlich die Schützenregimenter 3, 26 und die Kaiserschützen den Durchbruchsversuch auf. Hier bildete am letzten Schlachttag besonders ein nun zwischen den Linien liegender 35 Meter breiter Sprengtrichter einen Brennpunkt des Kampfes, und die Italiener hatten diese Sprengung herbeigeführt, den Trichter besetzt und eine Fahne aufgepflanzt. Sie wurden aber in wütendem Handgranatenkampf wieder gewor n. Für all diese Angriffe hatten die Italiener sehr starke Kräfte eingesetzt. Das Grazer Korps des Generals der Infanterie Krautwald, an dem diese Anstürme so rasch zerschellten, zählte allein acht gegnerische Divisionen.

(Schluß folgt.)

Vollwertiger Ersatz für Bronze.

Das Bestreben, Ersatzstoffe für alle stark begehrten Artikel zu schaffen, hat schon zahlreiche Neuerungen auf metallurgischem Gebiete beschert. So glaubt man in Deutschland jetzt, einen vollwertigen Ersatz für die beste Bronze gefunden zu haben. Als Bronzen bezeichnet man, wie bekannt, Kupfer-Zinnlegierungen, die mitunter auch noch Zink enthalten. Eine der verbreitetsten ist die der deutschen Kupfermünzen; sie enthält 95 Prozent Kupfer, 4 Prozent Zinn und 1 Prozent Zink. Den erwähnten Ersatz für Bronzen soll nun eine Zinklegierung darstellen, die neben 2 Prozent Metallen der Eisengruppe (z. B. Wolfram, Kobalt oder Nickel) noch 1 bis 8 Prozent Aluminium enthält. Die Zusammensetzung dieser Legierung, die also ohne Verwendung von Kupfer und Zinn hergestellt wird, ist einer bekannten deutschen Firma der Metallbranche geschützt.

— Wenn der Übergesetzte verschnupft ist, bekommt der Untergebene eine Nase